

ANDREAS WAGNER

**DER RHEIN
TRÄGT TRAUER**

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Montage aus arcangel.com/Jackie Robinson,
shutterstock.com/elegeyda

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1930-9

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Was wir wissen, ist ein Tropfen –
was wir nicht wissen, ein Ozean.*

Isaac Newton

Mittwoch, 30. Oktober

Wo war der Rhein? Er versuchte, sich in der Dunkelheit zu orientieren. Die Augen konnten ihm dabei nicht helfen. Nutzlos waren sie, auch wenn sie noch so sehr blinzelten und sich mühten. Gerne hätte er sich aufgesetzt oder zumindest ein wenig zur Seite gedreht. Den Versuch unternahm er erst gar nicht, weil er spürte, dass ihm der Rest seines Körpers nicht gehorchen würde. Die Augen, die das Ende der Finsternis nicht fanden, und sein müder Verstand waren das Einzige, was ihm im Moment zur Verfügung stand. Zu wenig, um sich zurechtzufinden und herauszubekommen, in welcher Richtung der Fluss lag, an dem er doch vorhin noch unterwegs gewesen war. Die Erinnerung stieg dunstig in ihm auf, sie roch nach fauligem Wasser, und sie schmerzte.

Sein Atem ging hektisch. Er arbeitete gegen den Druck auf seiner Brust an, der jeden Zug erschwerte und seinen Puls rasen ließ. Kalter Schweiß stand in seinem Nacken und auf seiner Stirn. Das Rauschen in seinen Ohren beruhigte ihn nicht. Der Klang war eine Lüge, die sein zerstörter Körper schuf. Der Rhein rauschte nicht, jedenfalls nicht hier. Nirgendwo um den Rheinkilometer 497 gab es Stromschnellen, die das Geräusch von Wasser erzeugten, das über mächtige Felsbrocken hinweg in die Tiefe stürzte. Der Fluss gurgelte. Mehr nicht. Die Wellen, die die schweren Lastkähne hinter sich herzogen, platschten rhythmisch gegen die Uferbefestigung. Dazwischen hörte man die tippelnden Schritte zahlloser Ratten, die auf den nassen Steinen nach Fressbarem suchten. Spitzes Fiepen ertönte, wenn eine fündig geworden war und ihre Beute gegen das halbe Dutzend verteidigen musste, das sofort bereitstand, um gierig seinen Anteil einzufordern.

Er glaubte, Geräusche zu hören, Töne, denen er in den unzähligen Nächten am Ufer des Flusses immer gerne gelauscht hatte und die ihm seit Kindheitstagen vertraut waren. Der Rest Verstand, der in seinem Schädel das Regiment zu führen suchte, wollte die beruhigende Wirkung der unablässig strömenden Wasserader auferstehen lassen, um ihn in einer Sicherheit zu wiegen, die nicht mehr existierte. Er lag hilflos da und focht einen aussichtslosen Kampf um jeden weiteren Moment seines kläglichen Daseins.

Mühsam rang er weiter nach Luft. Er zwang sich in einen Rhythmus und zählte in Gedanken mit: Eins, zwei, drei – Atmen! Es war wie das letzte gierige Aufbäumen eines Erstickenden. Ein röchelndes Stöhnen, das so gar nicht wie er selbst klang. Er kannte die eigene Stimme. Sie tönte in seinen Ohren, auch wenn er nicht in der Lage war, auch nur ein einziges Wort über die Lippen zu bekommen. Der Gedanke ließ ihn zittern. Eisige Kälte kroch seinen Nacken hinunter und über seinen Rücken. Eins, zwei, drei – Atmen! Seine Brust vibrierte unter den schnellen und von panischer Angst getriebenen Schlägen seines Herzens.

Der nächste so dringend benötigte Atemzug verding sich in einem Hindernis, das seine Luftröhre blockierte. Heiser bellend kämpfte er gegen den Widerstand an. Zuerst erfolglos, drückte er dann doch das heraus, was ihm die Luft nahm. Sein Oberkörper krümmte sich unter dem Schmerz zusammen. Brennend heiß schoss die Fontäne aus seinem Mund und den Nasenlöchern. Ein weiterer Krampf ließ sogleich eine zweite, noch heftigere folgen.

Gurgelnd atmete er wieder ein, japste nach Luft und schluckte gierig. Vor seinen Augen blitzten helle Punkte auf. Kleine leuchtende Lichter und Funkenregen, die dem Feuerwerk an Johannis ähnelten, das er über Jahrzehnte nicht versäumt hatte. Seinen Widerschein auf dem dahinfließenden Wasser des Rheins suchte er vergebens. Die nächste Lüge, die sein unterversorgtes Hirn ihm vorgaukelte, obgleich sie

wohltat. Die Erinnerungen beruhigten ihn und drängten die Angst für einen winzigen Moment in den Hintergrund.

Er fand in seinen ins Stottern geratenen Rhythmus zurück. Eins, zwei, drei – Atmen! Vielleicht war der Stein, der auf seine Brust drückte, sogar ein wenig leichter geworden. Sein Magen krampfte sich aber bereits wieder zusammen. Es konnte doch kaum noch etwas in ihm sein.

Er wusste ohne jeden Zweifel, dass der Rhein sehr weit weg lag, aber er hatte keine Erklärung dafür, was das bedeutete und ob er ihn jemals wieder zu Gesicht bekommen würde. Heiße Tränen rannen über seine Wangen.

Vier Tage zuvor

Ganz vorsichtig, ohne eine weitere Bewegung ihres Körpers, schob Magda Oberländer zwei Finger zwischen die silbergrauen Alulamellen ihrer Jalousie und spähte hinaus über die gelb verfärbten Blätter der beiden Birnbäume. Sie hatte alles vorbereitet, schon vor Stunden, weil sie wusste, dass die Zeit drängte.

Den größten Teil des Laubs hatten die Bäume schon abgeworfen, obwohl es draußen noch warm war. Viel zu warm eigentlich für die Jahreszeit, aber dafür mussten sie noch nicht heizen. Wie es aussah, würde ihnen der milde Oktober auch noch nächste Woche erhalten bleiben.

Ihr Blick wanderte bang durch das lichte Geäst und die menschenleere Straße hinauf. Sie versuchte sich zu beruhigen, indem sie sich seine Worte wieder ins Bewusstsein rief. Sehr entschlossen hatten sie geklungen, aber auch so besorgt, dass dieses Gefühl sie nun fast gänzlich beherrschte. Die Furcht hatte sie durchdrungen und ließ sie auf Zehenspitzen unruhig vom Fenster zur Couch und durch das Wohnzimmer schleichen. Durch ihre dünnen Perlonstrümpfe spürte sie die weiche Wolle des großen roten Perserteppichs, der einen Teil des Wohnzimmerbodens bedeckte. Vor Weihnachten musste er noch mal in die Reinigung, zusammen mit dem Läufer im Flur. Wenn die Kinder kamen, was nur selten geschah, sollte alles blitzsauber sein. Sie sollten sehen, dass sie alles im Griff hatte und trotz der Last auch die kleinen Details nicht aus den Augen verlor.

Sie drückte die Flügeltür des Buffets zu und schloss ab. Kurz hielt sie in der Bewegung inne und überlegte, ob sie den Schlüssel abziehen sollte, um ihn in die kleine Tasche ihres

dunklen, dezent karierten Rocks zu stecken. Sie entschied sich dagegen, weil sie das in ihrer Anspannung wahrscheinlich umgehend vergaß und dann hektisch nach dem Schlüssel suchen würde, wenn sie ihn später brauchte.

Gerne hätte sie sich jetzt noch mal ein Gläschen des guten roten Portweins eingeschenkt, den sie in der kleinen Weinhandlung hinter dem Dom einkaufte. Die fast noch volle, aber letzte Flasche stand neben den Spirituosen ihres Mannes und dem benutzten Gläschen in dem beleuchteten und mit Spiegelglas ausgekleideten, großzügigen oberen Fach des Buffets. Sie müsste jetzt nur die Tür aufklappen. Der Jahrgangs-Portwein war unverschämt teuer, aber den geschmacklichen Unterschied zu dem pappsüßen, billigen Zeug aus dem Supermarkt wusste sie zu schätzen. Wenn ihr hier alles zu viel wurde mit Erwin, goss sie sich eines der winzigen verzierten Gläschen randvoll und genoss mit geschlossenen Augen die Fülle der Beereneromen, die zarte Vanillenote des Holzes und die Süße, die an Rosinen erinnerte. Die Wärme des Alkohols, die sich dann langsam in ihr ausbreitete, ließ vieles, was sie vorher niedergedrückt hatte, leichter erscheinen. Wenn es ganz schlimm war, legte sie zusätzlich eine von Beethovens Klaviersonaten auf. Nicht die abgedroschene Mondscheinsonate, sondern am liebsten die Appassionata, die ihr zusammen mit einem zweiten und zur Not auch dritten Gläschen des guten Ports die innere Ruhe wiedergab, die sie zur Bewältigung ihrer alltäglichen Bürden benötigte.

Sie ließ die Klappe geschlossen. Vielleicht würde sie sich später einen weiteren Schluck gönnen, wenn alles überstanden war. Sie spürte, dass ihre Handinnenflächen sehr feucht waren und sich ihr Puls beschleunigte. Dem Drang, erneut zum großen Wohnzimmerfenster zu gehen und durch die Lamellen zu spähen, widerstand sie. Sie wusste, dass man sie leicht von draußen sehen konnte. Die Sicherheit, die die Jalousie versprach, war trügerisch. Magda Oberländer schnaufte zitternd aus. Warum dauerte das bloß so lange? Mit einer schnellen

Bewegung strich sie sich die glatten weißen Haare hinter die Ohren. Sollte sie nicht doch noch einmal nachschauen, ob sie auch wirklich alles beisammen hatte? Ihre Finger berührten schon den Schlüssel, um die Sachen wieder aus dem Buffet herauszuholen. Sie ließ ihn aber sogleich wieder los und schüttelte den Kopf. Sie kam nur wieder ins Grübeln, wenn sie erneut alles auf dem Wohnzimmertisch ausbreitete. Kontrolliert hatte sie die Sachen doch schon unzählige Male. Es barg unkalkulierbare Gefahren, wenn sie jetzt schon wieder damit anfing. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht wahnsinnig zu werden. Hastig strich sie sich mit den Handflächen über den knielangen Rock. Sie blieben trotzdem feucht. Das mochte sie nicht.

Magda seufzte, als sie Erwins unverständlichen Aufschrei hörte. Für einen Moment hatte sie ihn komplett vergessen. Das passierte ihr sonst nie und verdeutlichte ihr noch einmal, wie angespannt sie war. Ihr Mann bekam von alledem zum Glück nichts mit. Es war Samstag, kurz vor vier, er lag im Zimmer gegenüber in seinem Pflegebett und starrte gebannt auf den Fernseher, der an der Wand hing. Seine Haut war wächsern und die Gesichtszüge reglos, wie bei einer Puppe. Die Demenz hatte außer der Hülle nicht mehr viel von ihm übrig gelassen. Ein Organismus, der von ihr versorgt wurde und weiterlief, auch wenn ihm der Sinn längst abhandengekommen war.

Zur Beruhigung strich sie über die raue Oberfläche der Bronzebüste, die auf einem weiß glänzenden Sockel neben der Tür zum Flur stand. Sie hatte den Carl Zuckmayer des Bildhauers Eberhard Linke zuerst gar nicht gemocht. Er war ihrem Mann vor sechs Jahren von der Firmenleitung mit vielen warmen Worten für den »Unersetzbaren« zur Verabschiedung in den Ruhestand überreicht worden. Als promovierter Chemiker hatte Erwin die Entwicklungsabteilung eines großen Mainzer Chemieunternehmens verantwortet, das mit seinen Reinigungsprodukten in jedem deutschen Supermarkt

vertreten war. Sie hatte sich damals maßlos geärgert und ihr Missfallen nur schwer verbergen können, als der Vorstandsvorsitzende beim anschließenden Empfang ihre Meinung zum wertvollen Abschiedsgeschenk für ihren Mann hatte hören wollen. Die Bronze sah aus, als ob sie zu lange im Freien gestanden und der Rost die Oberhand gewonnen hätte. Zwar liebte ihr Mann die Bücher und Theaterstücke Zuckmayers, der nicht weit von hier in Nackenheim geboren war, wo sein Vater eine Fabrikation für die Herstellung von Kapseln für Weinflaschen betrieben hatte. Aber musste man ihn und dadurch ja auch sie deswegen mit einer schweren Büste belasten, wenn andere verdiente Mitarbeiter der Leitungsebene beim Eintritt in den Ruhestand mit einer luxuriösen mehrwöchigen Schiffsreise in die Südsee verabschiedet wurden?

Sie strich dem Zuckmayer noch einmal über den Kopf und spürte, dass sie sich dadurch ein wenig beruhigte. Er hatte drei Gesichter. Das hatte sie am meisten verstört an jenem festlichen Nachmittag im Hochsommer mit Blick auf den Rhein. Die Erklärung hatte sie nicht hören wollen und hastig gleich zwei Gläser Rieslingsekt hinuntergespült, um die Fassung nicht gänzlich zu verlieren. Erwin hatte das verstanden und nicht protestiert, als sie zwei Tage später die beiden jungen Männer anwies, das »Ding« in die hinterste Ecke seines Büros zu verfrachten, damit es sie nicht ständig gehässig an die entgangene Südsee-Kreuzfahrt erinnerte.

Erst als sich Erwin immer mehr auflöste, hatte sie den Zuckmayer zu sich ins Wohnzimmer geholt, weil ihr klar geworden war, dass mehr in ihm zu sehen war als der Ärger über eine entgangene Fernreise. Die drei Gesichter der Büste standen für das langsame Verschwinden ihres Mannes. Das erste Gesicht war vollständig ausmodelliert, das zweite daneben deutlich schmaler gearbeitet. Und nur wenn man genau hinsah, konnte man zwischen den beiden, verdeckt, das dritte erkennen. Es ähnelte ihrem Erwin, der jetzt gegenüber im Zimmer lag und auf den Fernseher an der Wand starrte. Sein

altes Ich war verschwunden zwischen den beiden Köpfen, die ihn zerdrückten.

Irgendetwas musste soeben passiert sein. Er brachte einen gurgelnden Laut heraus, den sie als Torjubel einordnete. Für welchen Verein das Tor gefallen war, spielte schon längst keine Rolle mehr. Sie wusste nicht, wer da spielte, und glaubte auch nicht, dass er das noch unterscheiden konnte, wo er selbst ihre Kinder und sie nur noch in seltener werdenden, lichten Momenten erkannte. Lediglich die Begeisterung für den Fußball war ihm geblieben. Stundenlang konnte sie ihn damit zufrieden- und ruhigstellen. Wenn es nicht so absurd klänge, ginge sie jede Wette ein, dass eine weitsichtige Frau das Fußballspiel erfunden hatte, um sich selbst und ihresgleichen allwöchentlich ein paar entspannte Stunden zu verschaffen.

Gerne hätte sie jetzt über diesen absonderlichen Gedanken gelacht oder zumindest das Gesicht zu einem Schmunzeln verzogen, hätten ihr pochendes Herz und die schweißnassen Handflächen sie nicht wieder daran erinnert, dass sie in höchster Gefahr schwebte.

Hastig löste sie sich von ihrem Zuckmayer und machte den ersten Schritt in Richtung der Jalousie. Der schrille Ton der Klingel fuhr ihr tief ins Mark und ließ sie erschrocken zusammensucken. Sie zitterte nun heftiger. Die feinen Härchen auf ihren Unterarmen richteten sich auf. Ihre Angst wuchs mit jedem Schritt, den sie über den verzierten roten Läufer im Flur bis zur Wohnungstür setzte. Als sie sich vorsichtig dem Spion näherte, hielt sie die Luft an. Sie glaubte, dass man das Hämmern ihres Herzens trotzdem durch die Tür hindurch bis in den Hausflur würde hören können, denn ihr ganzer schwächiger Körper vibrierte unter den Schlägen in ihrem Brustkorb. Sie musste die Augenlider mehrmals auf- und zudrücken, weil sie durch das kleine Loch des Spions nur verschwommen sehen konnte. Mit der linken Hand fing sie sich an der Tür ab, weil sich das Zittern auch auf ihre Knie übertrug. Alles um sie herum schien sich gleichzeitig in Be-

wegung zu setzen. Sie drohte das Gleichgewicht zu verlieren. Erwin brüllte im Hintergrund.

Sie riss die Tür auf, weil es nicht anders sein konnte – und weil sie wollte, dass es jetzt ein Ende hatte, bevor sie es nicht mehr aushielt und hinter der verschlossenen Wohnungstür das Bewusstsein verlor.

»Endlich!«, wisperte sie erleichtert.

Jetzt würde alles gut werden.

Natcha hetzte schnaufend in ihren quietschenden violetten Gummisandalen die Treppenstufen hinauf. Sie war jetzt schon zu spät dran, obwohl es erst ihre dritte Station an diesem Morgen war. Aber nicht ganz so spät wie sonst. Es spielte keine Rolle, weil ihr das niemand vorwarf. Die Kolleginnen wussten, dass sie ihre Arbeit ordentlich machte, und da keine von ihnen für die eine oder manchmal sogar zwei Stunden, die sie länger für die Aufgaben des Tages benötigte, aufkommen musste, scherten sie sich auch nicht darum. Sie grinsten höchstens, weil sie nicht verstehen konnten, wie man auch nur eine Minute länger arbeiten konnte, als man musste und bezahlt wurde.

So schnell wie die Chefin würde sie sowieso nie werden. Egal, wie sehr sie sich bemühte. In den ersten Tagen Anfang des Jahres, als sie noch zur Probe mitgelaufen war, hatte sie oft rennen müssen, um überhaupt hinterherzukommen. Manchmal hatte sie die bereits zufallende Haustür nur noch im letzten Moment erreicht und danach japsend zwei Stufen auf einmal nehmen müssen. Die Chefin rannte nicht. Es war ihr normales Tempo, das sie den ganzen Tag beibehielt. Wie der gleichmäßige Rhythmus einer Nähmaschine, die im genau festgelegten Abstand aufsetzte und sich dabei in einer unglaublichen Geschwindigkeit vorwärtsbewegte. Die Wege schien sie mit geschlossenen Augen zurücklegen zu können, während sie gleichzeitig entweder die Gummihandschuhe wechselte oder eine Notiz für die spätere Abrechnung in ihr Tablet tippte. Nur bei Hindernissen wie einer verschlossenen Haus- oder Wohnungstür musste sie ganz kurz innehalten, bis der passende Schlüssel, den sie im Laufen bereits gezückt hatte, im Schloss und herumgedreht war. Danach ging es in der gleichen Geschwindigkeit weiter.

Auch die anderen Mitarbeiterinnen des privaten Pflegedienstes kamen an die Chefin nicht heran. Elena, die große, hagere Ukrainerin, die seit dem Krieg in ihrer Heimat hier bei ihnen arbeitete, lief fast so schnell. Sie hielt dabei, wie die Chefin auch, den Oberkörper annähernd reglos und gerade. Beide trugen sie aber auch nicht so viel Ballast mit sich herum. Natcha lächelte zufrieden. Ihr konnte man ansehen, dass sie fleißig war und genug verdiente, um ihren Sohn und sich selbst ordentlich zu ernähren. Und wenn am Ende des Monats noch genug Geld übrig blieb, um ihre Familie daheim auf der Khorat-Hochebene, dem ärmsten Teil Thailands, zu unterstützen, dann war doch alles in Ordnung.

Für ein paar Schritte verlangsamte sie intuitiv ihr Tempo, weil sie besonders leise sein wollte. Sie duckte sich sogar ein wenig und rollte ihre Füße über die Seiten ab, weil die neuen Sandalen dann kaum Geräusche von sich gaben. Erst als sie um die Kurve und damit aus dem Blickwinkel des Spions von Isolde Guntermann verschwunden war, beschleunigte sie wieder. Das war eine böse Frau. Sie wollte ihr nicht begegnen. Letzte Woche war sie genau in dem Moment aus der Wohnung gekommen, als sie ihre Tür passiert hatte. Vor Schreck war Natcha wie angewurzelt stehen geblieben und hatte sie entgeistert angestarrt. Die Guntermann hatte sie nicht erkannt. Das zeigte ihr Blick. Aber beschimpft hatte sie sie trotzdem. »Was gaffen Sie mich so blöde an? Man wird doch noch den Müll runterbringen dürfen. Lassen Sie mich in Frieden.«

Bei der Guntermann hatte sie Ende letzten Jahres zwei Monate fast rund um die Uhr gearbeitet und sich den Arm und zwei Rippen gebrochen, weil sie mit der Leiter samt den schweren, nassen Vorhängen umgefallen war. Es war ihr zweiter Arbeitsplatz gewesen, nachdem ihr Mann sie und den Jungen verlassen hatte. Ihre erste Arbeit als Spülhilfe in einem Ausflugslokal am Lennebergwald, das früher mal ein Bordell gewesen und erst kürzlich als Gaststätte wiedereröff-